

# Gerald Gänser (1949–1996) als Historiker und Archivar

Von Karl SPREITZHOFFER

*Am 5. März 2001 jährte sich zum fünften Mal der Todestag von Gerald Gänser. Aus diesem Anlaß werden zwei Würdigungen, die bei Gedenkveranstaltungen am 7. März 1997 in Marburg/Maribor und am 18. März 1999 in Graz vorgetragen wurden, in schriftlicher Form zusammengefaßt.*

Jeder, der über längere Zeit in einem wissenschaftlichen Beruf tätig ist, erwirbt neben seiner persönlich-privaten eine wissenschaftliche Biographie. Diese kann stark determiniert sein, vorgeprägt von der Familie, vom Umfeld der Schule und der Universität, von der geographischen, politischen oder weltanschaulichen Heimat, oder aber sie kann ein Zufallsprodukt sein, bestimmt von den Unwägbarkeiten der Berufsentscheidung und Berufslaufbahn, von Vorbildern, die ins Leben treten, oder deren Gegenteil, von persönlichen Freundschaften und kollegialen Kontakten, vom unbeabsichtigten Hineinschlittern in ein Thema, von der langsam wachsenden Einsicht in die besonderen eigenen Fähigkeiten oder von der bewußten Entscheidung für einen ganz neuen Forschungsbereich.

In der Regel kommt keine dieser wissenschaftlichen Biographien rein vor, sondern in unterschiedlicher Gewichtung gemischt. So war es auch bei Gerald Gänser. Doch die Gewichtung ist evident. Er hat nie seine Vorprägungen und seine Heimaten gelegnet; ganz im Gegenteil, er hat sehr offenerzig und ungeschönt darüber gesprochen, und er hat seine Erfahrungen und seine Folgerungen daraus gezogen und versuchte diese – manchmal mit geradezu missionarischem Eifer – weiterzugeben. In seine stets sehr flexiblen und undogmatischen wissenschaftlichen Methoden und noch mehr in seine Darstellungsweise ist einiges von diesen Erfahrungen eingeflossen. Im ganzen jedoch war der Wissenschaftler Gänser viel weniger vorgeprägt als der Mensch Gänser. Was von seiner Leistung als Historiker und Archivar bleibt, hat sich erst in den zwei Jahrzehnten seiner wissenschaftlichen Laufbahn geformt.

66 Nummern enthält sein Werkverzeichnis, umfassend die Jahre 1976 bis 1996. Die letzte Nummer ist posthum erschienen. Auch wer den Menschen nicht gekannt hat, könnte beim genauen Lesen dieses Œuvres seine wissen-

schaftliche Biographie rekonstruieren, und zwar recht gut die Biographie als Historiker, weniger gut die als Archivar. Freilich sind die beiden nicht säuberlich zu trennen.

Am Anfang der Historikerlaufbahn steht eine Arbeit, die keine Fortsetzung gefunden hat: die Dissertation über die österreichischen Beamten Maximilians I., ein vorzügliches, umfassendes Nachschlagewerk – wie überhaupt Gänser bei Fragen nach dem handelnden historischen Personal um 1500 die beste Auskunftfeier war. Die Maximilianforschung war jedoch bei seinem Doktorvater Hermann Wiesflecker und dessen vielen anderen Dissertanten, scherzhaft „Maximilianknechte“ genannt, in besten Händen. Daß dieses Thema, weiterverfolgt in das Spätmittelalter zurück, durchaus ertragreich hätte sein können, wußte Gänser, kam aber über deklamatorische Absichtserklärungen (etwa: „den Herzog Ernst und seine Leute müßte man endlich einmal näher anschauen“) nicht hinaus – mit wenigen Ausnahmen: Für eine Tagung im burgenländischen Schlaining untersuchte er die landesfürstlichen Beamten zur Zeit Andreas Baumkirchers, und der Tagungsort veranlaßte ihn, auch noch über die Politik der frühen Habsburger in Westungarn, insbesondere über die sogenannte Güssinger Fehde und die Kriegstechnik der Zeit, wie sie sich in den Quellen darstellt, zu arbeiten.

Viel folgenreicher als die Dissertation war Gänzers Staatsprüfungsarbeit am Institut für österreichische Geschichtsforschung (1980) über die weststeirische Herrschaft Piber im Mittelalter und in der frühen Neuzeit: eine solide landesgeschichtliche Studie, wie sie dem inzwischen im Steiermärkischen Landesarchiv angestellten Jungarchivar angemessen war. Sie hatte aber drei Folgen. Zum ersten besaß Gänser seither – weit über die niedergeschriebenen Ergebnisse hinaus – eine umfangreiche Materialsammlung zur Geschichte des Bezirkes Voitsberg, aber auch allgemein zu den meisten Problemen der Landesgeschichtsforschung. Die Staatsprüfungsarbeit brachte Gänser zweitens im Landesarchiv den Auftrag ein, beim Langzeitforschungsprojekt „Steirische Landestopographie“ den Bezirk Voitsberg zu übernehmen, und schließlich führte sie ihn erstmals zu einem Forschungsthema, mit dem er dann eineinhalb Jahrzehnte gleichsam schwanger ging, das dann aber geradezu eruptiv und in viel größeren Dimensionen ausbrach: die Beschäftigung mit der Familie der sogenannten Eppensteiner.

Vorerst blieb er freilich brav in den Geleisen der am Steiermärkischen Landesarchiv gepflegten Forschungen. Er veröffentlichte – z. T. aus seinem Voitsberger Material, z. T. aus neu erschlossenen Quellen – mehrere kleinere Studien, etwa zur Siedlungs- und Bevölkerungsentwicklung im Bezirk Voitsberg oder – stark sozial- und wirtschaftsgeschichtlich ausgerichtet –

über Strukturveränderungen im agrarischen Bereich im 15. Jahrhundert, oder aber über Vulgarnamen und sonstiges bäuerliches Namengut dieses Bezirkes. Vor allem der letztgenannte Aufsatz wird seither häufig zitiert, weil er den quellenmäßig abgesicherten Nachweis über das späte Ende der Zweisprachigkeit in Teilen des Bezirkes im 15. Jahrhundert brachte.

Als letzte Äußerung zu diesem traditionellen Themenbereich sprach Gänser über bäuerliche Besitzformen zur gesamten Hand, d. h. über Gemeinenschaften, beim Österreichischen Historikertag 1992 in Graz.

Am Beispiel der ihm zugeteilten „archivisch-topographischen Heimat“, dem Bezirk Voitsberg, zeigte sich aber schon ein für den kritischen Geist des Wissenschaftlers und Wissenschaftsorganitors Gänser bezeichnender Zug. Er konnte sehr heftig werden gegenüber Elaboraten und Personen, die seinem Anspruch nicht genügten, wenn etwa historisch dilettierende Laien, womöglich noch gefördert von kulturellen Landesinstanzen und Kulturgelder der Gemeinden vereinnahmend, aufwendige vorgeblich wissenschaftliche Werke verfaßten, die der mindesten wissenschaftlichen Methoden und Grundregeln entbehrten. Nicht die Geschichtsamateure verdammt er, sondern die Blender. „Die Leute werden um ihr eigenes Geld für blöd verkauft“, war noch eine von Gänzers harmloseren Bemerkungen dazu. So tat er denn für Voitsberg lange Zeit nur das unbedingt Notwendige – bis ihn dann die Stadtgeschichte in den Bann zog. Darüber weiter unten.

Auf seine Geburtsheimat, den Bezirk Leoben, hatte er nebenbei stets einen wachen Blick. Er verfolgte interessiert die Forschung, ohne selber einzugreifen – mit einer Ausnahme: 1988 erschien seine Ortsgeschichte von Kammern im Liesingtal mit einigen bemerkenswerten siedlungs- und herrschaftsgeschichtlichen Erkenntnissen. Eine Ortsgeschichte über das nahe Dorf Gai ist nicht über die Materialsammlung hinausgekommen.

Seiner neuen Wohnheimat Hausmannstätten widmete er recht bald einen kleinen, aber vorbildlichen Kirchenführer mit neuen Ergebnissen zur steirischen Kunstgeschichte und zur Kirchengeschichte zwischen Graz und den südöstlichen Pfarrorten. Bald folgte, gemeinsam mit Josef Riegler, eine knappe Ortsgeschichte von Hausmannstätten.

Wieder durch seine Tätigkeit im Archiv bedingt war die Beschäftigung mit der Zeitgeschichte. In der Benutzerberatung war er vertraut geworden sowohl mit dem vorhandenen Quellenmaterial als auch mit den manchmal recht bedenklichen Begleiterscheinungen dieser Forschungsrichtung, die in seiner Zeit unter Universitätslehrern wie Studenten zur großen Mode geworden war und in den „Gedenk- und Bedenkjahren“ 1984 und 1988 geradezu zur Aktualitätsgier ausartete. Gänser stand in heftiger Diskussion

mit jenen Ideologen unter den Zeithistorikern, die im Archiv und in den Quellen bloß die Bestätigung für ihre säuberlich vorgefertigten retrospektiven politischen Weltbilder finden wollten und mit weinerlichem oder aggressivem Ton die ständige Behinderung ihrer Forschung durch die Archivsperre beklagten. Oder mit jenen naiven Schnellschußhistorikern, die beispielsweise Anfang 1995 im Archiv unbedingt die (hier und überhaupt nicht vorhandenen) Sitzungsprotokolle der Parteiwiedergründungen in den Mai- und Junitagen des Jahres 1945 einsehen wollten, samt Teilnehmerlisten.

Geschrieben hat Gänser wenig zur Zeitgeschichte, zwei kleine Aufsätze nur, und eine Ausstellung „Plakate 1945“ zusammengestellt. Die zwei Aufsätze, vor allem jener über Kontinuität und Bruch in der steirischen Landesverwaltung (gemeint 1938, mit Rück- und Ausblick auf 1934 und 1945), dienten vor allem dem Zweck, zu demonstrieren, wieviel man bei sorgfältiger Auswertung vorhandener und frei zugänglicher Quellen, nämlich Amtsblättern und gedruckten oder vervielfältigten Schematismen, gewinnen kann, falls keine Akten vorhanden bzw. diese noch gesperrt sind oder aber – wie die steirischen Landespersonalakten im April 1945 – verbrannt worden sind.

Ein starker pädagogischer Zug war in solchen Gänser-Aktionen zu spüren, wie ihn überhaupt ein sehr speziell verstandener pädagogischer Impetus auszeichnete. Seine Belehrungen im Lesesaal konnten manch betretene Miene hinterlassen, aber auch zu heiteren Schulstunden geraten. Er war sich nicht zu schade, an Schulbüchern und Unterrichtsbehelfen mitzuarbeiten. Er gestaltete beispielsweise für zwei Hauptschul- und AHS-Klassen Arbeitstransparente mit Begleittexten für das Fach Geschichte und Sozialkunde. Hier kam auch die Zeitgeschichte noch einmal zum Zug.

Populärwissenschaftliche Darstellungen gehörten immer zu seinen Stärken. Erinnert sei etwa an den „Steirischen Geschichtskalender“ (mit Walter Brunner) oder an seine steirischen Beiträge für zwei Bände in der Reihe „Tagebuch einer Epoche“ zur Geschichte Österreichs, herausgegeben von Peter Csendes. (Wegen der Finanzprobleme des Verlages kamen keine weiteren Bände, für die er schon Beiträge gesammelt hatte, zustande.) Daß Gänser zwar auf strenge wissenschaftliche Grundlage größten Wert legte, aber den tierischen Ernst nicht zu den Kriterien der Wissenschaftlichkeit zählte, haben alle, die ihn kannten, oft genug erlebt. Im Zusammenhang mit der genannten Buchreihe erinnere ich mich an einen seiner halbernstesten Vorschläge: In jedem Band müsse mindestens einmal die Geschichte des steirischen Bieres vorkommen ...

Gänser hatte, als er Archivar wurde, eine kurze journalistische Karriere hinter sich. Seine journalistischen Fähigkeiten bewährten sich auch in der

Wissenschaft, und gerade die besseren seiner Arbeiten sind auch mit Genuß und intellektuellem Vergnügen zu lesen. Ich erinnere mich auch dankbar an seine Fähigkeit, für das „Landeskundliche Glossar“ und das „Glossar zur geschichtlichen Landeskunde“ (1991, 1995) diffizile Begriffe und Sachverhalte in knappe, verständliche Definitionen zu zwingen.

Wenn vorhin von Gänzers „besseren Arbeiten“ die Rede war, will das heißen, daß zweifellos nicht jede Nummer seines Werkverzeichnisses unbedingt hätte geschrieben werden müssen. Es sind, wie es der Wissenschaftsbetrieb so mit sich bringt, manche Gelegenheitsstücke dabei und manche Freundschaftsdienste: hier ein Vortrag für einen tagungsorganisierenden Kollegen, dort ein Artikelchen für einen notleidenden Zeitschriftenredakteur. Gerald Ganser war großzügig. Großzügig mit Redakteuren war er jedoch auch in anderem Sinn. Seine wichtigsten Arbeiten schrieb er alle unter Zeitdruck, meist stückweise in der Nacht, und der Redakteur, der Drucktermine einhalten wollte, durfte oder mußte die Bruchstücke zu einem Ganzen verbinden – es gelang nicht immer – und den kritischen Apparat überprüfen und vereinheitlichen. Er durfte auch manche überharte Kritik an Fachkollegen oder verdienten Altvorderen mildern, aber auf vielen dezidierten kritischen Aussagen hat Ganser wörtlich bestanden. Sein Zorn über Dilettanten und Kirchturmhistoriker, über Wissenschaftspäpste und Denkschulen, die in endlose Abschreiberei münden, wich manchmal zwar der milden Nachsicht oder dem schlichten Verschweigen. Aber wenn eindeutige Quellenaussagen leichtfertig vernachlässigt oder gezielt unterschlagen wurden, blieb er hart.

„Ad fontes – zu den Quellen“ könnte als Motto über Gänzers letzten großen Arbeiten stehen. Sie haben gemein, daß sie – trotz aller wichtigen neuen Erkenntnisse und neuen Gesichtspunkte – unfertig sind, eigentlich Bausteine für jene weitere Forschung, die ihm nicht mehr vergönnt war. Es handelt sich um die Untersuchungen zur Stadtgeschichte und zur Geschichte des hochmittelalterlichen Adels im Südosten des Reiches. Zur Stadtgeschichte kam er, wie bereits angedeutet, über die Bezirkstopographie. In einem ersten Aufsatz klärte er die Anfänge von Voitsberg und Köflach im Gefüge der gespannten Beziehungen zwischen landesfürstlichen Ministerialen und dem Stift St. Lambrecht bzw. dessen Propstei Piber. Beide Städte bearbeitete er auch im „Österreichischen Städtebuch“, Voitsberg außerdem in einem Ausstellungskatalog und vor allem im „Österreichischen Städteatlas“, wobei ihm die eindeutige Klärung der frühen Siedlungs- und Pfarrgeschichte gelang und u. a. die Lokalisierung der mittelalterlichen Synagoge.

Dazu kam dann, nur scheinbar überraschend, die Beschäftigung mit Graz. Sie resultierte aus der mit Hingabe gepflegten interdisziplinären Diskussion mit der Mittelalterarchäologie, vor allem mit Diether Kramer. Was Gänser in seinem zweiten Eppensteiner-Aufsatz 1994 bereits angedeutet hatte, aber nur von der engeren Fachwelt rezipiert wurde, das wurde 1995 zu einem Kulturpolitikum, sobald es die Stadtväter in der Publikation zu den Ausgrabungen im Reinerhof nachlesen konnten. „Die Geschichte von Graz muß umgeschrieben werden“, sagten sie in ihren Reden, und „Graz ist älter“ stand in den Zeitungen zu lesen. Die Lieferung „Graz“ des Städteatlas mit Gänzers Karte und Kommentar zur Siedlungsentwicklung hat er nicht mehr im Druck sehen können. Daß vieles darin Baustein ist und Diskussionsbeitrag, wird hier besonders deutlich. Aber es bleibt das Verdienst Gänzers, die Diskussion über die Frühgeschichte von Graz nach einem halben Jahrhundert wieder in Gang gebracht zu haben.

Während seiner Arbeit an der Ortsgeschichte von Kammern beschäftigte sich Gänser unausweichlich mit der quellenmäßig nur schwach belegten frühmittelalterlichen Geschichte des Liesingtales und den Anfängen der bayerischen Besiedlung. Hier festigte sich sein Entschluß: alle Abschreiberei beenden, alles neu aufrollen! Er begann mit der systematischen und minutiösen Lektüre der Urkundenbücher und sonstigen Quelleneditionen. 1989 lag als erstes Ergebnis seine Arbeit über „Das Diplom Ludwigs des Deutschen für Erzbischof Liupramm von 851“ vor, in der er die grundlegende Bedeutung der Beziehungen zwischen dem Erzbischof und dem grundbesitzenden Adel für den Landesausbau und die Kirchenorganisation im bayerisch-karantanischen Osten unter vielen Aspekten untersuchte. Nicht, daß das ganz neu gewesen wäre, aber die konkreten Folgerungen für die Deutung mancher ungeklärter Phänomene von der spätgilolfingischen bis in die spätkarolingische Zeit und weiter herauf waren neu und wurden von der Fachwelt auch sofort erkannt.

1992 und 1994 folgten dann die beiden Teile des großen Aufsatzes „Die Mark als Weg zur Macht am Beispiel der ‘Eppensteiner’“. Er ist keineswegs einfach zu lesen, springt wie in spotartigen Filmsequenzen zeitlich vor und zurück, Exkurse sind eingeschoben, aber man greift mit der Feststellung wohl nicht zu hoch, daß er in der Mittelalterzunft Österreichs Aufsehen erregt hat, denn der Inhalt greift viel weiter, als es der Titel aussagt. Man glaubte die Führungsschichten und die Verfassungsstrukturen des bayerisch-karantanischen Raumes schon zu kennen, meinte all die Grenzgrafen, den grundbesitzenden Adel, die Eppensteiner und ihre Standesgenossen bereits in Standardwerken eingeschachtelt zu haben – und auf ein-

mal waren alle Deckel wieder offen, und der scheinbar gesicherte Inhalt erwies sich allzu oft als literarisches Konstrukt.

Wir kennen jetzt besser den feinen Unterschied zwischen „fürstenfähigen“, d. h. der Herkunft nach königlichen, Familien und Nur-Funktionsträgern oder Nur-Großgrundbesitzern. Die Behauptung dauerhaft eingerichteter Marken vom 10. bis ins 12. Jahrhundert hat sich auch im Südosten als wissenschaftliche Mär erwiesen. Wir kennen viel mehr von der Verwaltungs- und Besitzstruktur etwa in der Untersteiermark, wir sehen deutlicher die Verhältnisse in Krain und nach Oberitalien hinein. Der angebliche schwere politische Gegensatz zwischen den Eppensteinern und den frühen Saliern zeigt sich als mehr oder weniger freie Erfindung. Die heilige Hemma von Gurk ist entzaubert. Wir wissen mehr über die Vor-Gründungsgeschichte von Admont und St. Lambrecht. Wir bekamen viele Urkunden neu datiert, z. B. den vielberedeten Salzburger Zehentvergleich mit Markwart von Eppenstein (bisher „ca. 1066“ oder „1060–1076“) auf exakt 1060 bis Mai 1063 eingengt. Wir kennen jetzt den genauen Todestag des Markgrafen Gunther vom Sanntal und die Folgen seines Todes für die Landesbildung der steirischen Otakare. Und so weiter.

Auch hier gilt: Nicht alles, was Gänser gesehen, wahrscheinlich gemacht oder vermutet hat, wird halten. In manchem hat er sich noch selber korrigiert, und alles bezeichnete er mehrmals und ausdrücklich als „vorläufig“, vieles als „Andeutung“. Gern führte er die in seinen beiden Computern gesammelten Daten in unterschiedlichen Verarbeitungsgraden, seine Überlegungen, Fragen, Gedankensplitter und Textentwürfe vor. Doch der beste Computer war sein eigener Kopf.

Im letzten Aufsatzteil hat er die Summe seiner Mittelalterforschung angekündigt, ein Buch mit dem Arbeitstitel „Verwandtschaftsbeziehungen des Adels im bayerischen Südosten vom 9. bis zum 12. Jahrhundert“. Im Vorausprogramm für den Österreichischen Historikertag 1996 in Wien war mit fast gleichem Titel ein Vortrag gleichsam aus der Werkstatt angekündigt. Im Jänner 1996 arbeitete er noch daran, erzählte von seinen Konzepten und bat um die Beschaffung schwer zugänglicher Fachliteratur. Doch unsere Ahnung, daß seine „vorläufigen Andeutungen“ bereits sein historisches Vermächtnis darstellten, sollte sich allzu schnell bewahrheiten.

Ist nun, wie eingangs angesprochen, die historische Biographie Gerald Gänzers auch dann, wenn man ihn nicht persönlich gekannt hat, aus seinen gedruckten Arbeiten ablesbar, so verhält es sich durchaus anders beim Archivar Gänser. Hier läßt das schriftliche Œuvre nur bedingt und in großen Zügen Rückschlüsse zu auf die Berufslaufbahn.

Zwar finden sich unter den 66 Nummern seines Schriftenverzeichnisses 17 zu archivkundlichen Themen. Das ist immerhin ein gutes Viertel, 26 Prozent. Es sind jedoch keine „großen“ Werke und Studien wie zur Geschichte darunter, sondern fast ausschließlich Beiträge zu archivkundlichen Spezialthemen, zumeist gedruckte Vorträge. Außerdem konzentrieren sich 15 der 17 Nummern auf die letzten sechs Jahre seines Lebens ab 1989. Die zwölf Jahre seiner Archivlaufbahn vorher schlugen sich nur in zwei Nummern nieder.

Darin spiegelt sich durchaus noch das Bild des „klassischen“ österreichischen – und wohl auch mitteleuropäischen – wissenschaftlichen Archivars: Dieser war bis vor nicht allzu langer Zeit in der Regel ein studierter Historiker, dessen archivarische Ausbildung, wenn überhaupt, bloß eine Zusatzqualifikation bedeutete, die freilich die feste berufliche Anstellung einbrachte. Das konkrete archivische Handwerk erlernte dieser klassische Archivar erst in der Praxis. Der Archivpraxis einen theoretisch-wissenschaftlichen Überbau zu geben, das stand nicht im Vordergrund.

Auch als der junge Journalist Gerald Gänser, der ein Jahr vorher sein Geschichtestudium abgeschlossen hatte, im Jahr 1977 beim damaligen Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs um eine Stelle anfragte, weil er weiter wissenschaftlich arbeiten wollte, dachte er nicht an die Archivwissenschaft, sondern an die Geschichtsforschung, die er an den Quellen betreiben wollte.

Es fügte sich gut, daß gerade eine Stelle frei war, und noch im gleichen Jahr wurde Gänser zur weiteren (dreijährigen) Ausbildung an das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien abgeordnet. Er hat diesem Institut übrigens – im Gegensatz zu manch anderen Absolventen – immer ein gutes Andenken bewahrt. Zwei Nachrufe zeugen auch von der guten Kollegialität im Institutskurs. Und er wußte das dort erworbene Handwerkszeug sowohl in der historischen Forschung wie in der archivischen Praxis anzuwenden.

Die eigentliche Archivbiographie Gänzers beginnt also erst 1980 nach dem Institutskurs. Er machte, unvollständig, die übliche Rotation durch die Abteilungen des Landesarchivs durch und wurde dann im Benützerdienst der damaligen Abteilung Bürgergasse (heute Referatsgruppe Staatliche Archive) eingesetzt. Bald darauf übernahm er auch das Referat Gerichtsakten, später die damalige Abteilung Zeitgeschichte.

Während sich die beiden letztgenannten Aufgaben nur indirekt in den erwähnten Aufsätzen zu Fragen und Methoden der Zeitgeschichtsforschung niederschlugen, wurde der Bereich Benützung zu einem immer wie-

derkehrenden Thema des Archivars Gänser. Den goldenen Mittelweg zu finden zwischen Liebedienerei mit modischem Archivmarketing einerseits und bürokratischer Starrheit wie verstaubten Traditionen des „geheimnisumwitterten Wesens Archiv“, wie er despektierlich sagte, andererseits zu finden, dieses Ziel findet sich denn auch bereits in seinem ersten archivkundlichen Vortrag und Aufsatz mit dem Titel „Das Archiv als Serviceinstitut – Archiv und Parteienverkehr“ (1982).

Ein später mehrfach behandelter Aspekt klingt darin auch bereits an: der Schutz und die Sicherheit der Archivalien. Er wußte aus Erfahrung, daß der Archivar selbst und der Benützer die ärgsten Feinde der Archivsicherheit sind. Wie man mit unvollkommenen räumlichen, personellen und technischen Mitteln das Bestmögliche erreichen kann, zeigte zuletzt der Untertitel seines Vortrages über „Benützung und Archivalienschutz“ (1994), nämlich „Der konventionelle Weg“.

Seit den späteren Achtzigerjahren war Gänser immer stärker mit den Planungen für den Ausbau des neuen Archivgebäudes des Steiermärkischen Landesarchivs am Karmeliterplatz befaßt, er organisierte eine Teilübersiedlung und war Brandschutzbeauftragter für das ganze Archiv. Diskussionsbeiträge zu Fragen der Adaptierung von Altbauten, zum Brandschutz und zu Transportproblemen waren das fachtheoretische Ergebnis dieser Tätigkeiten. Dahinter verbarg sich aber ein kaum bewertbarer Aufwand an Einzelerhebungen und statistischer Auswertung von unzähligen Daten über Archivalien, über Umfang, Gewicht, Benützungsfrequenz, Raumeinteilung, Personaleinsatz und Kosten. Seine „starke praktische und analytisch-mathematische Begabung“, die Gerhard Pferschy in seinem Nachruf rühmte, hat vor allem bei der letzten Optimierungsstudie für den neuen Speicherbau viel Raumgewinn gebracht und Kosten gespart.

Dabei war Gänser dem äußeren Anschein nach keineswegs das Muster eines ordnungsliebenden Archivars. Von kanzleimäßiger Protokollierung seiner Arbeitsschritte hielt er nicht viel. Seine Schreibtische boten ein eher chaotisches als aufgeräumtes Erscheinungsbild. (Seine „Nachlaßverwalter“ im Archiv hatten es dann auch nicht leicht, alle Stücke richtig rück- und zuzuordnen.) Er selber aber brachte es fertig, aus mächtigen Stößen von Papier mit gezieltem Griff das jeweils gesuchte herauszuholen.

So waren auch langwierige archivische Ordnungsarbeiten auf Dauer nicht seine Sache. Immerhin hat er die große Siegelstempelsammlung geordnet und darüber ein gedrucktes Inventar vorgelegt. Seine begonnene Ordnung der Plakatsammlung zur Zeitgeschichte konnte er nicht mehr abschließen.

Als einer der ersten Archivmitarbeiter schaffte er sich privat einen Computer an und eignete sich das nötige Wissen aus Fachzeitschriften an, lange bevor von Amts wegen das EDV-Zeitalter in die Archivräume Einzug hielt. Sein zweiter archivkundlicher Vortrag (1984) war bereits der „EDV im Archiv“ gewidmet. Im Gegensatz zu vielen Computerfreaks in der archivarchaischen Zunft wollte er sich aber selbst nicht im technischen Spezialistentum verzetteln, sondern nur die technischen Möglichkeiten nutzen. „Nicht jeder Archivar muß mit dem Schweißbrenner in der Hand sein eigenes Computerprogramm zusammenbasteln“, war eine seiner Standardaussagen. Und das Gänserwort „das machen wir auf russisch“ wurde zeitweise zum Synonym für zwar unelegante, aber zielführende Lösungen vor dem Bildschirm. Im übrigen war, wie schon gesagt, sein Gehirn der beste Zentralspeicher.

Dieses phänomenale Gedächtnis setzte er nach Bedarf und Laune ebenso bewußt ein, wie er das historische Gedächtnis des Landes, eben „sein“ Landesarchiv, bewußt und mit Stolz vertrat und präsentierte, etwa bei der Ausstellung „Grazer Archive stellen sich vor“ in Marburg, oder in Graz bei der von ihm konzipierten Ausstellung „Archiv und Umwelt – Kulturgüterschutz heute“ (1992); ähnlich in Fünfkirchen/Pécs in Ungarn. Gar nicht zu reden von jenen steirischen Landesausstellungen, die der kenntnisreiche Praktiker Gänser mit einem eingespielten Mitarbeiterteam und seinem legendären Diplomatenköfferchen zu einem guten Ende brachte. Dieses Diplomatenköfferchen enthielt nicht etwa die Zimelien unter den Ausstellungsobjekten, sondern schlicht und einfach jenes eigene Werkzeug – Hammer und Zange, Säge, Schere, Nägel und Schrauben –, das durch das noble Köfferchen vor unbefugter Dauerentlehnung geschützt werden sollte.

Wenn wir noch einmal auf Gänzers Werkverzeichnis zurückkommen, fällt auf, daß die Hälfte seiner archivkundlichen Veröffentlichungen in slowenischen Fachzeitschriften erschienen ist, nämlich in „(Sodobni) Arhivi“ und „Atlanti“. Er hatte früh erkannt, daß mit den archivtechnischen Fachtagungen des Slowenischen Archivvereins und des Marburger Regionalarchivs ein guter Anfang gesetzt wurde. Ohne Zweifel war auch hier viel Freundschaftsdienst dabei. Er ist auf eigene Faust zu den Konferenzen nach Radein/Radenci gefahren, als offizielle Kontakte wegen der offenen Fragen bei den Archivverhandlungen auf staatlich-politischer Ebene noch mit Distanz behandelt wurden. Als diese offizielle Distanz dann obsolet war, fungierte Gänser bereits als Korrespondent für Österreich beim neuen Archivtechnischen Zentrum Maribor und später als Mitglied des internationalen Gremiums bei der Nachfolgeinstitution, dem Internationalen Institut für Archivwissenschaft. Noch kurz vor seiner tödlichen Krankheit arbeite-

te er an der Vorbereitung der Internationalen Archivschule ISFABUS. In seinen letzten Jahren wurde er auch verstärkt für andere nationale und internationale Archivkontakte der Steiermark eingesetzt.

„Die Archive wußten es immer besser“, hat er im Vorwort zu dem von ihm gemeinsam mit Peter Pavel Klasinc zusammengestellten zweisprachigen „Führer zu den Findbüchern des Steiermärkischen Landesarchivs“ selbstbewußt formuliert, dort bezogen auf politisch bedingte Traditionsbrüche, die der Zusammenarbeit der Archive im Wege standen. Daß die Archive es auch heute und in Zukunft angesichts anderer Widrigkeiten „besser wissen“ und wissen können, dazu hat Gerald Gänser ein gutes Teil beigetragen.

*Bio-bibliographische Hinweise:*

Gerald Gänser †; Verzeichnis der Veröffentlichungen Gerald Gänzers (Gerhard Pferschy), in: MStLA 46 (1996), 39–45. (Die letzte Nummer 67 ist nicht erschienen.)

In memoriam Gerald Gänser (Leopold Auer, Peter Pavel Klasinc, Miroslav Novak), in: Atlanti 6 (Maribor 1996), 133.

Nachruf Gerald Gänser (Gerhard Pferschy), in: Scrinium 50 (1996), 574f.

Gerald Gänser † (Wilhelm Deuer), in: Carinthia I 186 (1996), 775f.

Gerald Gänser † (Peter G. Tropper für die Mitglieder des 55. Hauptkurses), in: MIÖG 104 (1996), 509f.

Arhivist Gerald Gänser. Ob spominskem srečanju 18. marcu 1999 v štajerskem deželnem arhivu v Gradcu [Der Archivar Gerald Gänser. Zum Gedenktreffen am 18. März 1999 im Steiermärkischen Landesarchiv in Graz] (Karl Spreitzhofer), in: SAČ Slovenski Arhivski Časopis 6 (Maribor 1999) Nr. 5–6, 10f.

Biographische Anmerkungen enthält auch die Auswahl von Gedichten Gerald Gänzers, ins Slowenische übersetzt von Marijan Gerdej, in: SAČ 5 (1998), Nr. 5–6, 3.